

# Marcel Beyer



# Putins Briefkasten



suhrkamp taschenbuch 4324

Eines Morgens, in einer ihm »selber nicht ganz klaren Anwendung«, fährt Marcel Beyer an den Stadtrand von Dresden, um dort einen Briefkasten noch einmal zu sehen, nicht irgendeinen, sondern den Wladimir Putins, der in den achtziger Jahren hier lebte. Er findet ihn nicht mehr vor. Aber was Beyer auf seiner Spurensuche wahrnimmt und aufschreibt, entwickelt sich unter derhand zu einem Kurzporträt Putins, das erhellender ist als jede dickleibige politische Biographie.

Was immer Beyer hier in seinen Erzählungen und Skizzen in den Blick nimmt – seien es Blumen oberhalb des Genfer Sees, eine von Rimbaud aufgegebene Kleinanzeige, ein kleinformatiges Gemälde von Gerhard Richter oder Lessings Ofenschirm in Wolfenbüttel – stets entzündet sich an konkreten Phänomenen seine Überlegungen zu Sprache, Kultur und politischer Geographie.

*Putins Briefkasten*, Marcel Beyers Sammlung seiner unveröffentlichten Erzählungen und Denkbilder, ist ein Buch über Wahrnehmung, Stil, über das Hören und Schreiben. Und wir werden, während wir diese Abfolge einzelner Momente und Bewegungen staunend lesen, so ganz nebenbei zu blitzartigen, überraschenden Einsichten geführt.

Marcel Beyer, geboren 1965, lebt seit 1996 in Dresden. 2008 wurde er mit dem Joseph-Breitbach-Preis, dem höchstdotierten deutschen Literaturpreis, ausgezeichnet. Zuletzt erschienen im Suhrkamp Verlag die Romane: *Kaltenburg* (st 4103) und *Spione* (st 4207).

Marcel Beyer  
Putins Briefkasten  
*Acht Recherchen*

Suhrkamp

Umschlagfotos:  
BStU, MfS, HA XX, Fo 177, Bild-Nr. 134, 135, 220, 512

suhrkamp taschenbuch 4324  
Erste Auflage 2012  
© Suhrkamp Verlag Berlin 2012  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags  
sowie der Übertragung durch Rundfunk  
und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
Umschlag: Göllner, Michels  
ISBN 978-3-518-46324-6

1 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

# Putins Briefkasten







In einer mir selber nicht ganz klaren Anwendung bin ich heute morgen fast noch schlaftrunken ins Auto gestiegen und bis an den Stadtrand hinausgefahren, um dort einen bestimmten, ursprünglich maisgelben, mittlerweile aber moosgrünen Postbriefkasten noch einmal zu sehen, dessen Bild mir seit letztem Winter vor Augen steht. Dieser Kasten, erinnere ich mich deutlich, ist neben der Eingangstür zu einem sonst nicht weiter auffälligen Mehrfamilienhaus montiert, und es handelt sich um eines jener unschönen Modelle, wie sie im Westen vorwiegend in den achtziger Jahren überall angebracht wurden, als man klare Formen für unzeitgemäß hielt und abgerundeten Ecken den Vorzug gab, die jedoch die Postkästen nicht eleganter, sondern im Gegenteil noch klobiger wirken ließen.

Als ich erstmals nach dem Plattenbauriegel mit dem Postkasten suchte, hatte ich Schwierigkeiten, die Adresse zu finden, die Hausnummer 101 auf der Radeberger Straße, die an dieser Stelle zu einem schmalen, ungepflasterten Wirtschaftsweg wird, der sich in einen Trampelpfad verliert. Die gesamte Siedlung liegt in einem Gebiet, das früher auf dem Dresdner Stadtplan vielleicht überhaupt nicht, also nur als weiße Fläche, abgebildet war, weil es sich gewissermaßen um ein Stück Rußland handelte und, so mein Eindruck, heute immer noch handelt, ein Stück Rußland allerdings, das auf keiner russischen Landkarte verzeichnet sein dürfte. In der Radeberger Straße 101, die einmal Julian-Marchlewski-Straße hieß,

im dritten Stock dieses Hauses, an dessen Fassade die Deutsche Bundespost nach 1990, möglicherweise gerade 1992, als der letzte Soldat der GUS-Truppen die Stadt verließ, den mir in Erinnerung gebliebenen Briefkasten befestigt hat, wohnte während der zweiten Hälfte der achtziger Jahre die Familie Putin.

Hausnummern und Zugänge befinden sich, wie ich seit dem Winter weiß, als ich im Schnee zahllose Fußspuren sah, auf der anderen Seite des langgestreckten Baus, sie liegen an einer Straße ohne Namen. Beim Einbiegen in diese Schotterpiste bestätigt sich eine Ahnung, die mir auf dem Weg hierher gekommen ist, denn tatsächlich hat man den Postkasten in der Zwischenzeit entfernt. Nicht einmal mehr verstopfte Bohrlöcher sind in der Betonplatte erkennbar, hinter der das Wohnzimmer im Erdgeschoß liegt, stelle ich fest, als ich die drei Treppenstufen zwischen den klar abgezirkelten Rasenflächen links und rechts zur Haustür hinaufsteige.

Offensichtlich sind alle Wohnungen außer einer belegt, wie ich an den Klingelschildern ablese, insgesamt zwölf Parteien. Für die zweite Etage rechts, also vielleicht die Wohnung unter derjenigen von Wladimir Putin, steht angegeben: »Gästewohnung«; sei es, daß sie sich nur noch schwer vermieten läßt, weil die Leute den Gedanken nicht ertragen könnten, über ihren Köpfen trample der Geist eines längst entschwundenen Russen herum, sei es, daß Gäste – wessen Gäste, frage ich mich – es im Gegenteil besonders reizvoll finden, die eine oder andere Nacht in der Vorstellung zu verbringen, oben tigere ein schlafloser Staatspräsident in spe unruhig auf und ab.

Das erscheint mir jedoch übertrieben, es paßt einfach

nicht zu einem Menschen, der stets als äußerst unscheinbar beschrieben wird, um nicht zu sagen: gesichtslos. Es kann nicht nur seiner Tätigkeit als Geheimdienstmitarbeiter geschuldet sein, es muß in der Person liegen, denn es handelt sich um einen Mann, dessen Leben so wenig anekdotisches Material bereithält, daß seine Biographen es als mitteilenswert erachten, Mitgliedern eines hiesigen Anglervereins sei damals der neu beigetretene, aus Leningrad stammende Mann ausschließlich wegen seiner unerträglichen Pedanterie aufgefallen. Er habe stoisch an seinen Ansichten festgehalten, wie etwa der Köder richtig am Haken anzubringen oder die Leine in einem ganz bestimmten Winkel auszuwerfen sei, weshalb seine Vereinskollegen nahe daran waren, die Freude an der ohnehin nicht gerade außerordentliche Freuden bescheidenden Anglerei zu verlieren.

Während ich mich ein wenig umsehe und mir Notizen mache, werde ich aus einem der oberen Fenster beobachtet, von einer älteren Frau, vermute ich – ich schaue nicht so genau hinauf. Sie hat mir wohl schon zugesehen, wie ich mein Auto auf dem Mieterparkplatz abstellte, ausstieg und durch die Glastür einen Blick ins Treppenhaus warf. Wie ich die Häuserreihe abschnitt, neun Aufgänge insgesamt, die man an der matt rötlichen, sechs Etagen hinaufreichenden Verblendung der sonst gleichmäßig grauen Fassade weithin erkennt. Wie ich mich, am oberen Ende des Blocks angelangt, nach links gewandt habe, wo zwischen den schon lichten Bäumen ein verfallender Zweckbau erschien, vielleicht einmal eine Schule. Und wie ich, hinter dem Schirm wild wachsender Birken, Ahorne und Buchen, den sanften Hang wieder hinunter zu meinem Wagen gehe.

Hier, abseits der Stadt, wird immer noch Russisch gesprochen, selbstverständlich, wie ich höre, da mir ein junges Paar entgegenkommt. Nur der Schuljunge in meinem Rücken macht sich einen Spaß daraus, die Zahlen von eins bis zehn laut auf Englisch zu rufen, und im Vorbeigehen sagt er zweimal zu mir: »Bad Boys«, woraufhin er die Hand zu einer Pistole formt, mich ins Visier nimmt und dazu ein paar verhaltene Sturmgewehrlaute von sich gibt.

Der Postkasten ist nicht mehr da, notiere ich mir noch, ehe ich den Wagen anlasse, und denke: Jetzt hat die alte Frau im fünften Stock bald wieder ihre Ruhe. Während ich an Altglascontainern und einer unter freiem Himmel stehenden Polstergruppe vorbei langsam in Richtung Elbtal rolle und der leere russische Raum bald hinter mir liegt, kommt mir dann aber in den Sinn: Jetzt habe ich, abseits des Anekdotischen unterwegs, der Frau am Fenster vielleicht genügend Material geliefert, aus dem sie sich den Rest des Tages eine Anekdote zusammenzimmern kann, um sie am Abend ihrem heimkehrenden Mann zu erzählen, wenn sie am Tisch sitzen und irgendein nicht weiter bemerkenswertes Mahl zu sich nehmen, wie es Ende der achtziger Jahre in einer Nachbarwohnung auch bei Familie Putin serviert worden sein mag.

\*

Der Große Garten liegt am südöstlichen Rand der Altstadt von Dresden, er ist die größte innerstädtische Parkanlage, in der man über Jahre hinweg seine Sonntagsspaziergänge machen kann, ohne je den Eindruck zu

gewinnen, man habe jede Pflanzengruppe, jedes Gehölz und jede Schneise schon einmal gesehen, und das, obwohl der Große Garten auf dem Stadtplan ein übersichtliches Rechteck bildet und in seiner Mischung aus Barockgarten und Englischem Park in weiten Teilen nach klaren Strukturen aufgebaut ist. Der Große Garten – vielleicht das Gegenstück zum Ostragehege, oder, wie Caspar David Friedrich sein berühmtes Gemälde genannt hat: *Das Große Gehege bei Dresden*, einem an der anderen Altstadtseite liegenden Gelände, nach Westen hin, und, wie man bei Friedrich sieht, auf dessen Bild sich der Sonnenuntergangshimmel in einem Netz von Wasserlachen spiegelt, Schwemmland der Elbe, stadtnahe Wildnis ohne rechte Winkel, in die sich kaum je ein Dresdner verläuft, wie es scheint, wenn man das Ostragehege vom Neustädter Ufer aus beim Elbspaziergang betrachtet.

Im Ostragehege klingt der Osten an, und tatsächlich handelt es sich um einen Namen slawischen Ursprungs, so wie auch der Dresdens auf eine slawische Bezeichnung für Sumpflandbewohner zurückgeht – diese Stadt mit ihren alten Ortskernen wie Seidnitz, Loschwitz, Leubnitz und Kleinzschachwitz ist nichts weiter als eine Agglomeration slawischer Siedlungen in sumpfigem Gebiet.

Der Große Garten dagegen entstand nicht auf trockengelegtem Sumpf, sondern auf Feldern und Wiesen vor der damaligen Stadt, ursprünglich als Ort für barocke Feste, für inszenierte Jagden auf Rotwild oder Bären, die man durch Waldkulissen trieb, ohne daß es für sie ein Versteck im Dickicht, gar eine Ausbruchsmöglichkeit gegeben hätte. Bis heute führt der Große Garten die

Wildnis durchweg in gebändigter Form vor, wie sie auch im angrenzenden Zoologischen Garten gebändigt erscheint, oder wenigstens durch Gitter, Gräben und Glas-scheiben vom neugierigen Besucher getrennt. Was nicht bedeutet, daß die Wildnis mit der Trennlinie zwischen Mensch und Tier verschwindet – manchmal genügt ein Blick, um die als müde Kinderbelustigung dahinlebende, kaum mehr erkennbar wilde Kreatur dazu zu bringen, sich auch als wilde Kreatur zu gebärden.

So etwa 1867, als das Ehepaar Dostojewski – ausnahmsweise einmal nicht knapp bei Kasse – sich bei einem Zoobesuch ein Wildheits-Schauspiel bereitet, das weit über alles hinausreicht, was man für das entrichtete Eintrittsgeld erwarten kann. Wie seine Frau in ihrem Tagebuch festgehalten hat, sucht Dostojewski im Raubtierhaus den Blickkontakt mit einem einäugigen Löwenmännchen, fixiert dessen Auge und wird wiederum vom Löwen fixiert, hält dem Löwenblick stand, ohne mit der Wimper zu zucken, und zwingt das mächtige Tier mit diesem Augenspiel, seine Wildheit zum Ausdruck zu bringen: Der Löwe beginnt wild zu brüllen, doch Dostojewskis Löwenblick hält stand, das Löwenmännchen brüllt und brüllt, bis auch die Löwenweibchen ins Gebrüll einstimmen. Woraufhin alle Beteiligten mächtig beeindruckt sind, die Löwenfamilie offenbar ebenso wie die Ehefrau und Dostojewski selbst: Der sprachmächtige russische Schriftsteller hat dem afrikanischen Löwen in die Seele geblickt, hat ihn ohne ein Wort, ohne ein einziges russisches Wort dazu gebracht, sein Innerstes nach außen zu kehren, in Löwensprache auszubrechen.

Aber womit haben wir es bei dieser Geschichte – Hans Blumenberg erzählt sie in seinem Löwenbuch – eigent-

lich zu tun? Mit einem Lob des wenn schon nicht im Alltagsleben, so doch beim Zoobesuch mächtigen Gatten? Mit einem Lob der wortlosen Verständigung zwischen Mensch und Tier, zu der nur ein äußerst sensibler Geist fähig ist? Oder mit einem Lob der russischen Sprache, die sich noch dort als mächtig erweist, wo sie gar nicht gesprochen wird?

Nein, ich glaube, dem von Dostojewskis Frau im Tagebuch festgehaltenen Dresdner Zooerlebnis hat eine Erfahrung ihre Spuren aufgedrückt, die sich mit einer bald hundert Jahre später notierten Beobachtung eines anderen Autors lesen läßt. Es ist Elias Canetti, der – ohne dabei an die Flucht der Dostojewskis quer durch Europa, durch fremde Sprachgebiete zu denken – einmal im Zusammenhang mit Überlegungen zum Führen eines Tagebuches beschreibt, welchen Einfluß das Reisen auf die Vorstellung von Sprache ausüben könne. Der Blick auf die eigene wie auf die jeweils unbekannte Sprache in fremden Gegenden verändere sich jäh, wenn man, so Canetti, mit unbekanntem Menschen spreche, ohne einander zu verstehen, das heißt: wenn man versuche, sich mit Zeichen und vermeintlichen Worten verständlich zu machen. Und er schreibt 1965, als wolle er die Löwenzene von 1867 kommentieren: »Die Sprache, sonst ein Instrument, das man zu handhaben glaubt, wird plötzlich wieder wild und gefährlich.«

In der Fremde erweist sich die eigene Sprache als der unzählbare Löwe selbst.

\*

In west-östlicher Richtung wird der Große Garten von der breiten Hauptallee in zwei gleich große Areale aufgeteilt, die nördliche und die südliche Hälfte. Vor einer Weile fiel mir bei Spaziergängen immer wieder auf, daß diese Allee nicht nur die Mitte des Parks, sondern darüber hinaus eine Sprachgrenze markiert – meine Sonntags Sprachgrenze, wenn ich mich, von Süden kommend, in den nördlichen Teil bewege. Betrete ich den Park von der Tiergartenstraße aus am Carolateich, gerate ich an Sonntagnachmittagen mitten unter die Ausflügler: Familien, Gruppen, Paare, die das Carolaschloß, die Gaststätte am See, besuchen, vom nächsten Bahnhof der Parkeisenbahn kommen oder am Bootsverleih ein Ruderboot gemietet haben, mit dem sie auf den See hinausfahren. Ein Gewirr von Stimmen, und ich schnappe überall deutsche Wörter und Satzketten auf.

Vom Carolateich folge ich dem Kanal in den Norden, es wird ruhiger, auf der Hauptallee dann queren Rad- und Rollschuhfahrer den Weg. Jenseits der Hauptallee, auf den Neuteich hin, verändert sich mit einemmal der Sprachklang, von dem ich umgeben bin: Es mischt sich Russisch unter das Deutsch, und der russischsprachige Anteil wird höher, je weiter ich mich dem Nordrand des Großen Gartens nähere.

Lange schien es, als sei die Sprachgrenze im Großen Garten nach Süden hin undurchlässig, als spazierten die russischsprachigen Einwohner Dresdens, die nördlich in der Johannstadt leben, stets nur bis an die Hauptallee heran, um wieder umzudrehen, oder als würden sie, sobald sie den Wegen in den südlichen Teil folgen, verstummen.

Langsam, ganz langsam aber, von Sonntag zu Sonn-

tag, verschiebt die Grenze sich. Waren die ersten von mir auf der Südseite mitgehörten russischen Worte noch eine Sensation, so halte ich inzwischen schon nach Personengruppen Ausschau und wette mit mir selber, ob sie nun Deutsch oder Russisch miteinander sprechen werden. Die Sprache wandert. Und die Sprachen mischen sich. Auch wenn es sich natürlich heute um ein ›anderes‹ Russisch handelt als jenes, das bis Anfang der neunziger Jahre in Dresden gesprochen wurde, oder, häufiger noch, ungehört blieb: Das Russisch der sowjetischen Truppen, die hier ihre Garnison unterhielten, nur selten, und dann meist in geschlossenen Gruppen, die Kasernen verließen, und deren heute bekanntestes Mitglied eben jener Wladimir Putin war.

\*

Wie reagiert der unzählbare Löwe, die eigene Sprache in der Fremde, wenn er sich bedrängt sieht, etwa von einer unruhigen, wütend durcheinander rufenden Menschenmenge? Geht er zum Angriff über, oder springt – so flink, daß es beinahe niemand bemerkt – ein anderes Wesen an seine Stelle?

Am 5. Dezember 1989 sind Wladimir Putin und seine Kollegen damit beschäftigt, in ihrer Dienststelle Akten zu verbrennen. Noch jedes Regime hat die Erfahrung gemacht, daß Papier in großen Mengen nicht gut brennt, weil die Flammen kaum genug Sauerstoff zur Nahrung bekommen, aber jedes Regime muß diese Erfahrung offenbar von neuem machen. Und selbst wenn die Mitarbeiter des KGB in Dresden ihre Aktenberge mit dem berühmten russischen Panzertreibstoff getränkt haben

sollten – auf dem Gelände entwickelt sich dichter Qualm, der über der Bautzner Straße aufsteigt und an diesem Tag eine Menge Neugieriger anlockt, Demonstranten, die eben im Begriff sind, die Zentrale der Staatssicherheit zu stürmen. Später wird Wladimir Putin sich daran mit einem Löwenbild erinnern, wenn er meint, für ihn sei es durchaus in Ordnung gewesen, dabei zuzusehen, wie die Deutschen ihren Geheimdienst in Stücke rissen.

Putin erklärt der aufgebrachten Menschenmenge, dies sei keine deutsche, sondern eine sowjetische Einrichtung – sie hätten sich gewissermaßen in der Hausnummer vertan. Man traut ihm nicht. Einer fragt: »Und wer sind Sie? Sie sprechen so gut Deutsch.«

Man meint, das Lamm habe den Platz des Löwen eingenommen, ohne daß dies den Demonstranten aufgefallen wäre: Sprich in der Fremde die fremde Sprache, um dich selbst deiner Zähmheit zu vergewissern. Zumal Wladimir Putin tatsächlich ein gezähmtes Deutsch spricht, das Deutsch der Sprachkurse, und nicht das sächsische Deutsch von der Straße – auch darauf könnte sich die Verwunderung beziehen, er spreche »so gut«.

Womit er aber nicht gerechnet hat, ist der Umstand, daß an diesem Abend gerade die deutsche Sprache in den Ohren der Demonstranten Mißtrauen weckt. Damit setzt er sich dem Verdacht aus, trotz seiner Hochdeutschtarnung Mitarbeiter der Staatssicherheit zu sein. Würde er Russisch sprechen – wer weiß, vielleicht wären die unruhigen Dresdner nach ein paar weiteren, leicht verständlichen Sätzen bereit, in ihm einen lokalen Gorbatschow zu sehen. Schließlich weiß niemand dort draußen vor der KGB-Dienststelle, daß Putin lediglich improvisiert, daß er sich alles ganz anders vorgestellt hat.

Eigentlich sollten bewaffnete Sicherheitskräfte an seiner Stelle stehen. Doch als er sie rufen wollte, hieß es lapidar: »Ohne Befehl aus Moskau können wir nichts tun. Und Moskau ist still.« Kein einziges Wort Russisch in der Telefonleitung. Selbst Moskau kennt seine Sprache nicht mehr.

»Und wer sind Sie?« Ob der Geheimdienstmitarbeiter in dieser Situation, da er, anstatt ins vertraute Russisch zu verfallen, mit zahmer deutscher Zunge spricht, seinen Namen nennt, ist nicht überliefert. Er sei Übersetzer, sagt er. Einfach: Übersetzer.

\*

Es heißt, Wladimir Putin genieße es noch heute, sich bei Besuchen in Deutschland in der damals erlernten Fremdsprache zu üben – und vielleicht sieht er, wenn er mit der Bundeskanzlerin plaudert, vor dem inneren Auge wieder die Aktenberge qualmen.

Ich habe ihn nie sprechen hören, ich weiß auch nicht, wie frei er sich tatsächlich in Dresden bewegt hat, ob es einem Geheimdienstmitarbeiter etwa erlaubt war, die Garnison am Sonntagnachmittag zum reinen Vergnügen – aber ein KGB-Mann ist immer im Dienst – gemeinsam mit der Gattin zu verlassen. Allerdings erscheint Putins Figur im Rückblick aus der Masse russischer Dresdner in so vielen Facetten herauszustecken, daß ich ihm auch dies zutrauen würde: Ausflüge in den Großen Garten, die, mit der Zeit vielleicht nicht vor seiner Frau, so doch vor seinen Kollegen wie kleine Wagnisse, kleine Abenteuer wirken, insgeheim natürlich von den Vorgesetzten genehmigt sind, als Belohnung für hervorragende Ar-